

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

184 (10.8.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 32

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 32.

Karlsruhe, Samstag den 10. August 1907.

27. Jahrgang.

Der „Naturmensch“.

(Nachdruck verboten.)

(Ein Sommerbrief.)

Trogen im Tirol, Ende Juli.

Mein Kollege und Genosse!

Als Nansen und sein Gefährte Johannsen den Winter 1895/96 in einer selbstgegrabenen Erdböhle auf einer Insel des Franz-Josef-Landes zubrachten und den Körper nur mit Walroßspeck und den Geist nur mit dem Besen eines alten Schiffskaleenders erquickten konnten, da verschafften die beiden in Nacht und Eis vergabenen Forscher sich die Genüsse des Lebens dadurch, daß sie sich gegenseitig erzählten, was sie alles essen und lesen würden, wenn sie erst wieder einmal zu Hause wären. Die Phantasiegenüsse erleichterten ihnen oft ihr hartes Los.

Nun kenne ich die atmosphärischen Verhältnisse einer modernen Großstadt während des Sommerwetters aus langjähriger eigener Atmung. Neues aus Sauerstoff und Wasserstoff, Straßenstaub und Kohlenrauch, allerhand Dünsten und Spezerellabengerdien sinreich kombinierte Gemisch, das durch Truderchätze und Zeitungspapier noch seine spezifische Parfümierung erhält, und das man „Luft“ nennt, ist etwas ähnliches für die Lunge, wie es Walroßspeck für den Magen und der alte Schiffskaleender für den Geist der beiden Polarfahrer gewesen sein müssen. Und deshalb möchte ich an Ihnen, lieber Kollege, das menschenfreundliche Werk tun und Ihnen von Luft und Licht, von Wassertraufen und Bachgerummel etwas erzählen, und wie ich ein „Naturmensch“ war.

Im Werktagshabit mit gefülltem Rucksack, Sägematte und Hafentrost zog ich wieder einmal hinauf in den Schwarzwald mit dem festen Vorsatz, alle städtische Kultur zu meiden, große Bögen um die Gattstetten zu machen und so viel als möglich „am Busen der Natur zu ruhen“, wie man sich in der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts plastisch ausdrückte.

Indessen hat das Ruhen an diesem Busen seine erheblichen Minderungen und wer so direkt aus dem städtischen Stuben-, Kontor-, Marktsaal- und Geschäftsleben heraus plötzlich der Naturferl markieren will, kann sich dabei einen ganz bediegenen Rheumatismus zuziehen. Wer sich aber etwas weiterrückt gemacht hat und einige Vorkehrungsregeln beobachtet, der kann ganz schön zwischen zwei Tannenstämmen seine Sägematte aufspannen und darin im Mantel eingewickelt, eine Nacht köstlich verbrachten „am Busen der Natur“. Es ist sehr billig und man bleibt ein freier Mensch dabei. Anstatt durch einen ruppelnden „Weder“ oder durch das gierige, menschenmarklungrige Geulen der städtischen Fabriktraktoren wird man von der Frau Sonne geweckt, die einem durch die Tannenfröhen hindurch mit ihren langen Strahlen in der Nase kitzelt und bei einem freundlichen Antrags, ob es noch nicht gefällig sei, aufzustehen? Natürlich ist es gefällig. Man fühlt sich ja so wohl und stark. Wollüstig zieht sich die Lunge voll mit frischer, harzduftender Luft. Das Aufstehen aus einer Sägematte ist zwar komplizierter als ein Sprung aus dem Bett, aber wer hineingekommen ist, kommt auch wieder heraus.

So ging es bei mir die erste Nacht. Das Spiel schien gewonnen. Jetzt ging es an Frühstück. Dürres Holz war bald gesammelt und in kurzer Zeit hing draußen vor dem Waldbrand über drei zu einem Herd formierten Felssteinen der brodelnde Teekessel. Kondensierte Milch hatte ich bei mir. Auch etwas Gediegenes zwischen die Zähne. Und wie ich am schönsten Frühstück war, und die Sonne hell über die grünen Bergwiesen hinlachte, hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme: „Ich wünsch' auch einen guten Appetit!“ — Der auf dem weichen Waldboden geräuschlos herbeigekommene Morgengast war ein „Kunde“ aus dem Norden. Schlank wie eine junge Tanne stand er vor mir, als ich mich umdrehte, den Gruß zu erwidern und den Gast näher zu befehen. Er stützte sich mit beiden Händen auf den vor ihm gestellten Stod und widmete meinem Frühstück sichtlich Interesse. Der Einladung, mitzuhaken, setzte er nicht den geringsten Widerstand entgegen. Mit einer eleganten Bewegung entledigte er sich seines sehr sachverständig gewickelten „Berliners“ und sah im nächsten Augenblick neben mir. Er sah tapfer und sprach wenig. Nur bisweilen entschloß er sich das mit viel Wärme gesprochene Wort: „Dat reene Tischlein dei di.“

Es war ein aufgeweckter etwa 20jähriger Bursche, Klemper seines Zeichens, „naderlich organisiert“. Die Gerissenheit sah ihn aus allen Knopflöchern. „Wejen Mangel an der nötige Kleineld“, hatte er nicht weit von mir auf einem Seehausen geschlafen. Ich wanderte mit ihm nach beendetem Frühstück gegen den Feldberg hinauf und habe in den wenigen Stunden von ihm mehr gelernt, als es in der gleichen Zeit bei einem ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie möglich gewesen wäre. Nachmittags eine köstliche Sesta auf einer Bergwiese. Ausgerodeter Wald mit verwitterten Baumstümpfen und soliden Granitblöcken; dazwischen seines Berggras; Fingerhut, der sich im leinen Wind fortwährend beugt; kümmerliche Preiselbeerkäufchen und über allem der blaue Himmel mit den zierenden blauen Wolfenbüschen. In dieser Serenität lag ich, zieh die würzige Bergluft durch die Nase und bin vorübergehend der Meinung, daß auf den Bergen die Freiheit wohnt. Wenigstens heißt es in dem schönen Liede so, und was in Liedern steht, glaubt man immer lieber,

auch wenn es nicht wahr ist. Und so bin ich selig in der Freiheit auf dem Bergen und 1200 Meter über dem deutschen Bismarck-Kurs eingeschlafen.

Arrrum — hum — darum! Ich rieb mir die Augen. Schwere Tropfen fielen mir ins Gesicht. Blauschwarz kommts drüber vom Welken her. Die Stengel des Fingerhuts legen sich unter dem tausenden Winde ganz auf die Erde. Gut! Ein blauer Blitz reißt die Wolkenwand auseinander. Ein Krach, als ob Riesen mit den Granitblöcken führwerkten. Aber die Granitblöcke liegen ruhig da. Und unter den Vorprung des einen von ihnen flüchte ich mich und sehe dem Riesenhaubtel zu. Der Regen prasselt, als ob die Tropfen fustet in den Boden schlägen. Nun ist kein Einzelblitz mehr. Es leuchtet in fortwährendem blauem Geude. Erde und Wolken vermählen sich in elektrischem Hochzeit. Und der Donner dröhnt sein Gloria zu dieser gigantischen Hochzeit. Ich aber sitze klein und nicht gerade sehr trocken unter meinem Felsen und denke in aller Bescheidenheit: — Donnerwetter! Sonst nichts. — Ich weiß, das ist nicht viel, aber es soll einmal er versuchen, in einer solchen Situation viel mehr zu denken. Nach zwei Stunden war alles vorbei und die Sonne brannte wieder vom Himmel herab, gerade als ob sie ein Examen über ihre wirkliche Leistungsfähigkeit ablegen müßte, bei welcher Gelegenheit meine Gülle trocknete.

Die zweite Nacht bettete ich meinen irdischen Leichnam auf einem Heuboden. Das hat seine Schattenseiten. Die trockenen Grashalme bedeuten eine mehr als gewöhnliche Zubringlichkeit. Wägen sind nichts dagegen. Man kann diese ins Fenteils befördern, woher sie nicht wiederkommen. Je mehr man sich aber gegen das Heu wehrt, desto intimer rückt es einem auf den Leib. Aber es wurde auch ein weiches Morgen. Der rauschenden, schäumenden und brodelnden Alb entlang zog ich dem Rhein zu und kostete mir, wenn der Wagen mahnte, mein Essen selbst.

Die dritte Nacht befand ich mich in einem frühen Bauernbett, mit fuchler, rauher Leinwand überzogen. Mein Gehirn hielt dies zwar für eine schmächtige Kapitation vor der Kultur, aber mein übriger Körper befand sich zu meiner Enttäuschung nachlos wohl in dem Bett. Am dritten Tage überraschte ich mich beim Mittagessen an einem lauberdgedekten Wirtstische und mein Magen war tatlos genug, diese Wohlzeit besser zu finden, als die von mir selbst gefochten.

Kurz, der Kulturmensch, den ich erpüht zu haben glaubte, erwachte schon wieder in mir. Und siehe da! Als ich ihn, der auf seinen Forderungen bestand, nachgab, da kamen mir Wälder und Felder, feindliche Wolken und grüne Bäume, rauschende Bäche und ladende Dörfer noch tausendmal schöner vor, als in dem Zustand, wo ich mich so ganz als „Naturmensch“ fühlte. Da aber das „Naturmenschentum“ heutzutage allenthalben spukt, zum Teil auch in den Kreisen unserer Arbeiterschaft, so glaube ich, der ich immerhin schon einigermaßen zu den Abgearteten gehöre, Ihnen meine Erfahrungen als „Naturmensch“ nicht vorenthalten zu sollen. Ich habe mit der Kultur wieder einen der verpönten, trotzdem aber bisweilen wichtigen Kompromisse geschlossen, durchwandere jetzt als schlächter Wandersmann, der sich abends wieder in ein reichhaltiges Bett legt, das schöne Tirol und verleihe mit der Ankündigung eines demnächstigen Kulturmenschenbriefs.

Ihr mitfühlender Kollege

Schauinsland.

Was der Arbeiterwohnung nun tut?

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Billigkeit das Wesen der Arbeiterwohnung ist. Billigkeit ist in der Regel der Deckmantel für Schlechtigkeit und Schleuderhaftigkeit ist der Ausdruck einer durchaus unständigen Gesinnung. Sie paßt nicht in die Arbeiterwohnung. Wer wenig Mittel hat, muß sparsam sein, und Sparsamkeit bedeutet gute Anwendung der Mittel. Wer also sparsam sein will, muß gute Qualität kaufen, denn nur gute Qualität erhebt der Notwendigkeit einer nochmaligen und wiederholten Anschaffung derselben Dinge. Gute Qualität kann aber andererseits niemals ganz billig sein, zum mindesten nicht im Moment des Kaufes. Allerdings stellt sich bei einiger Lebenserfahrung heraus, daß nur die scheinbar billigen Dinge, die wegen ihrer Unhaltbarkeit und Schleuderhaftigkeit oft erneut werden müssen, die wahrhaft teuren sind. Dagegen ist die gute Qualität, die ihren Preis fordert und große Dauer, sowie ein gewisses Maß moralischer Befriedigung gewährt, niemals teuer. Also gerade, wer wenig Geld zur Verfügung hat, soll nur Gutes kaufen und lieber warten oder auf die Anschaffung vorläufig verzichten, bevor er das scheinbar Billige und notwendig Schlechte in der Ungebuld des Winkels dem Guten vorzieht. Eine unferlige Wohnung, die erst nach und nach aus guten Stücken ergänzt wird, kann niemals verfallend wirken, dagegen wirkt jeder Raum abstoßend, der mit schlechtem Zeug zu einer schnellen äußerlichen Fertigkeit gebracht wird. Gewöhnlich ist ein solcher fertiger Raum niemals fertig; denn alsbald beginnt die unbefriedigte Erkenntnis mit Neuanstalten, Nachschaffen und Auswechseln, und es ist kein Ende damit. So wird die billige Wohnung teuer und niemals gut. Auch die Arbeiterwohnung kann ein Schmuckstück sein, was Ge-

Seine Freunde haben ihn endlich dazu überredet, sich einen prächtigen Palast bauen zu lassen, mit einer flucht reichlich ausgeschmückter weiter Räume, in deren jedem ein Klavier steht, das nie geöffnet wird. Aber sein Lieblingsaufenthalt ist ein kahler, kalter Keller, in dem er seine Mißstunden verbringt.

Ein englischer Zeitungskorrespondent, der diesen millionenschweren Sonderling interviewt, fand ihn im Keller auf einer leeren Chambrag; er kiste sitzen, die seine Freunde ausgetrunken hatten, während er sich ein Glas Bier gut schmecken ließ. Die Hauptstadt Mexikos hat Alvarado noch nie besucht; er ist überhaupt mit Ausnahme einiger Fahrten nach der nächstgelegenen größeren Stadt aus seinem Heimatort Verral noch nie herausgekommen.

Alvarado ist erst 37 Jahre alt; er fühlt sich am wohlsten in seinen Bergwerken, die er nach jeder Richtung hin vervollkommen und mit elektrischem Licht und anderen modernen Einrichtungen versehen hat.

Aus allen Geieten.

Entdeckungen und Erfindungen.

Ein Gewittermesser. Ein Apparat zur Aufzeichnung von Gewittern und zu ihrer Ankündigung auf größere Entfernungen ist von dem russischen Physiker und Elektrotechniker Professor Popow, geschaffen worden. Der Verstärker war ein Vorläufer von Marconi, da er sich allein schon eine Empfangsstation für drahtlose Telegraphie eingerichtet hatte, ehe noch Marconi mit seinen ersten Versuchen herorgetreten war. Der russische Physiker beschrieb diese Neuheit auch in einer russischen Zeitschrift, aber seine Leistung blieb unbekannt. Den eigentlichen Ausgangspunkt für diese Versuche bildete jener Gewittermesser, dessen erstes Exemplar auf dem Dach der Wetterwarte des Agronomischen Instituts in St. Petersburg aufgestellt wurde. Der Elektrotechnische Anzeiger gibt davon eine sachmännliche Beschreibung nach der Darstellung von Kubitski. Auch dieser Apparat hat bereits eine Fröhndröhre (Cohærer), die der wichtigste Bestandteil der Apparate für drahtlose Telegraphie geworden ist. Ueberhaupt kann man es nach der Konstruktion dieses Gewittermessers wohl verstehen, daß er seinen Erfinder auf die Idee der drahtlosen Telegraphie gebracht hat. Wenn der Apparat von elektrischen Wellen, die von Wogenladungen ausgehen, erreicht wird, so erfolgt eine Aufzeichnung auf einer in Drehung befindlichen Trommel, und gleichzeitig läutet eine elektrische Glocke. Der läppel der Glocke schlägt dabei an die Fröhndröhre. Dadurch wird der Stromkreis wieder unterbrochen und der Apparat für eine neue Wogenaufnahme aufnahmefähig. Es ist durch diese Vorrichtung der Nachweis von Gewittern gelungen, die etwa 50 Kilometer entfernt waren.

Naturwissenschaftliches.

Was not tut. Wer mit aufmerksamem Auge die Erscheinungen des sozialen Lebens verfolgt, dem kann nicht entgehen, daß das Vordringen der Fesseln zu erwidern, die jahrhundertelange geistige Knechtschaft der strebenden Menschenseele auferlegte, nicht mehr zu unterbinden ist. Selbst in Kreisen, die noch vor wenigen Jahren jedem geistigen Fortschritt unzugänglich schienen, beginnt es dank der rastlosen Tätigkeit der von edlen Menschenfreunden gegründeten Bildungsgesellschaften und Volksbibliotheken zu tagen. Das alles ist jedoch nur ein Anfang und es bleibt noch unendlich viel zu tun übrig, um namentlich naturwissenschaftliche Kenntnisse ins Volk zu tragen und damit dieses auf eine höhere Kulturstufe emporzuheben. Einen großen Anteil daran, daß den weitesten Kreisen eine Erkenntnis neuer Ideale aufdämmert, ist der vor etwa 4 Jahren gegründete **Gesellschaft der Naturfreunde** in o s in o s zu danken, die jetzt schon 35.000 Mitglieder der Naturfreunde in o s in o s Bevölkerung zählt und mit ihren ebenso glänzend geschriebenen wie gehaltenen Veröffentlichungen eine Kulturmission ersten Ranges ausübt. Für den beispiellos geringen Jahresbeitrag von M. 4.80 erhalten die Mitglieder eine reich illustrierte Monatschrift und 5 populärnaturkundliche Werke gratis. Jedermann sollte durch seinen Beitritt die Bestrebungen der Gesellschaft mosmos unterstützen, deren Geschäftsstelle in Stuttgart, Pfingststr. 5, Prospekt und Saalung kostenfrei überfendet.

Eine niederländische Forschungs Expedition in den niederländischen Teil von Neu-Guinea oder „Papua“, wie jetzt die Insel von England amtlich benannt wird, wird nach dieses Jahr von Europa abgehen und die 1903 abgedruckten Arbeiten in Ombaka der Ostai an der Südküste fortsetzen. Führer der Expedition ist Lorenz von Norhuis. Eine starke militärische Bedeckung wird die Expedition begleiten. Die Gesellschaft bedient sich bei ihren Arbeiten eines Lagerdampfers, auf dem sie wohnen wird, da die Errichtung eines Lagers am Lande aus zahlreichen hygienischen und anderen Gründen nicht ratsam ist. Zwischen der Expedition und dem Lagerdampfer soll der Regierungsdampfer „Ball“ eine ständige Verbindung herstellen. Durch reichhaltige Sammlung von wissenschaftlichen Objekten hofft man die Kosten der Expedition zu decken. (Eine etwas selbständige finanzielle Fundierung einer wissenschaftlichen Expedition.)

Völkerrunde.

Wenig bekannt ist, daß die Deutschen in Galizien eine 700jährige Geschichte haben, die von den größten Wechselfällen erfüllt ist. In Krakau gehen die Anfänge der deutschen Ansiedlung bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts zurück, doch ist über die älteste Zeit nur wenig bekannt. Von der Erhebung zur Stadt (1257) bis zum 16. Jahrhundert war Krakau überwiegend deutsch. Unter den Völkern erscheint nur selten ein slavischer Name. Ein Verzeichnis der Zunftmeister in den Stadtbüchern war von 1300—1312 nur deutsch. Später erfolgten die Einzeichnungen meistens in lateinischer Sprache. Die ersten deutschen Ansiedler kamen aus Schle-

son. Andere kamen aus Meßen, Thüringen, Hessen, Böhmen und Ungarn. Die Hochschule zog zahlreiche deutsche Lehrer und Schüler aus fernem Ländern nach Krakau. Auch Künstler von Auf weiten vielfach dort, wie die Nürnberger Veit Stoz, Peter Vischer und Albrecht Dürer.

Getrocknete Hände als Amulett. Ein unter den Ureingeborenen von Neu-Südwaes ganz allgemein geübter Brauch ist es, die getrocknete Hand einer verstorbenen Person, in einigen Fällen eines Freundes oder Verwandten, in anderen Fällen die eines Feindes, mit sich herumzutragen. Alle australischen Stämme haben den festen Glauben an den hilfreichen Einfluß irgend eines Körperteiles einer menschlichen Leiche, sowohl im täglichen Leben als bei Jagdunternehmungen oder bei Ueberfällen auf die Feinde. Der gleiche abentheuerliche Aberglaube findet sich auch bei den europäischen Zigeunern.

Einige alte Männer der Darfingung- und Thurawaldbstämme haben den Forschungsreisenden Dr. Loesch berichtet, daß ihre Vorfäter den festen Glauben zu haben pflegten, daß das Mittragen getrockneter oder konservierter Hände ein wirksamer Schutz gegen Feinde sei. Ein solches Amulett wurde in einer kleinen Tasche getragen, die über die eine Schulter eingebunden, unter der andern Achselhöhle hing. Wisweilen wurde eine getrocknete Hand an einer Schnur um den Hals gelegt und hing auf die Brust herab. Eine zweite wurde am Halsband befestigt und hing auf dem Rücken des Trägers zwischen den Schulterblättern.

Aus dem Tierreich.

Eine Schmarotermilbe, welche auf einer Lausfliege der Gattung *Schmarotz*, entdeckte kürzlich der Naturforscher Trouessart in Paris. Es ist dies der erste Fall von Parasitismus einer Milbe auf Tieren veränderlicher Temperatur, während die Warmblüter ja zahlreiche Schmarotermilben beherbergen. In den bekannten Fällen des Vorformens von Milben auf Insekten handelt es sich nicht um echten Parasitismus, sondern wie bei den Käfermilben um Commensalismus oder um Wanderlarven, welche die Insekten nur als Gefährt oder Reittiere beim Aufsuchen der Nahrung (?) benutzen. Da aber die Lausfliege das Blut der Taube saugt, hat sie eigentlich auch warmes Blut. Zudem verbringt die neue Milbe nur einen Teil ihrer Entwicklung auf der Lausfliege zu, auf welche die Eier abgelegt werden; den größten Teil ihres Lebens verbringt sie wahrscheinlich in dem Gefieder der Taube selbst.

Allerlei.

Waldschulen. Der Lausanner Stadtrat hat beim Gemeinderat einen Kredit von 5500 Franken zur Einstellung in das Budget von 1908 für eine Waldschule gefordert. Nach dem Vorbild von Charlottenburg, Mühlhausen und Elberfeld will Lausanne als erste Schweizerstadt nächsten Sommer für 30 Kinder einen Versuch mit diesem System machen. Auf Antrag der Eltern, mit Genehmigung des Lehrers und nach einer Unterredung durch den Schulrat wählt die Schuldirektion die einer solchen Kur am meisten benötigten Kinder aus; das gute oder schlechte Betragen eines Schülers soll dabei nicht in Betracht kommen. Womöglich sollen die gleichen Schüler auch der Wohltat der Ferienkolonien teilhaftig werden. Die Einrichtung soll so funktionieren, daß die Kinder morgens mit der Straßenbahn an ihren Bestimmungsort bei Le Mont-Cugny gebracht werden. Ein häusliches Frühstück wird vorausgesetzt. Um halb 11 Uhr, 1 Uhr und 4 Uhr werden den Kindern weitere Mahlzeiten verabreicht; gegen 6 Uhr werden sie nach Hause gefahren. Die Stunden sollen sämtlich nur eine halbe Stunde dauern, finden im Freien statt und entsprechen im übrigen dem gewöhnlichen Schulprogramm. Zwischen 12 Uhr und 3 Uhr wird vollständig ausgefetzt. Ist das Wetter schon morgens schlecht, so finden die Stunden im Schulgebäude statt; wird es erst im Laufe des Tages schlecht, so wird der Unterricht in einer Barade nahe dem gewöhnlichen Waldplatz erteilt. In diesen Baraden befindet sich auch die Schulküche mit eigenem angestelltem Personal.

Ueber Masken im Kanton Valais. Die höchst sonderbaren fremdartigen Holzmasken, die sich im Museum zu Zürich befinden, erinnern unwillkürlich an die Tanzmasken der wilden Völker. Es handelt sich um einen uralten Brauch; nach der Meinung der Bewohner noch aus der Seidenzeit stammend. Drei Tage vor der Fastenzeit wird von den ledigen Burtschen des Dorfes unter fürchterlichem Gebrüll ein Maskenlauf gehalten. Tänze kommen nicht vor. Nach der Erzählung der Burtschen geschieht dies zur Erinnerung an eine Diebes- und Räuberbande, die einmal vor Zeiten im Walde gehaust habe. Reste solcher Maskenläufe findet man in Wyl (St. Gallen), in Murg am Valenise, in den Berchtentängen der österreichischen Alpenländer und im sog. Sanselelaufen in Wilsingen im Schwarzwald, wo auch Holzmasken getragen werden. Ebenso lassen die „Glöcklerumzüge“ der Alpenländer und das „Grasausläuten“ im Spintale vermuten, daß auch hierin noch Reste uralter Sozialeinrichtung zu sehen sind.

Humoristisches.

Magenheil. Ein Bauer kommt schwer betrunken aus dem Dorfwirtshaus. Schwankend Schrittes stolpert er die Dorfstraße herauf. Da begegnet ihm, o weh, des Dorfes Pfarrer: „So, so“, sagt da der Seelenhirte, „Scherbenbauer, Ihr denkt doch wieder gar nicht an Euer Seelenheil.“ — „Ja, Herr — — — Pfarrer, — — — lallt der Scherbenbauer, „mit dem Seelenheil werd ich nicht recht einig, da hab ichs halt mal mit — mit — Magenheil probiert!“ —

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. G. u. Co., Karlsruhe i. B.

